

Er scheint täglich nachmitt. mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

**Abonnementspreis** monatlich 80 Pf., vierteljährlich 1,20 Mk., halbjährlich 2,40 Mk., jährlich 4,80 Mk. Post- und Porto für ein Jahr 1,00 Mk. zuz. Bestellschein.

**Die Neue Welt!** (Wochenblatt) durch die Post nicht bestellbar, heißt monatlich 10 Pf., vierteljährlich 30 Pf.

Verlag Dr. 1947, Leipziger-Str. 10, Postfach 1111, Halle a. S.



**Insertionsgebühren** beträgt für die gewöhnliche Zeile oder deren Raum 30 Pf., für die Werbung 40 Pf., für die Anzeigen 50 Pf., für die Anzeigen 60 Pf., für die Anzeigen 70 Pf., für die Anzeigen 80 Pf., für die Anzeigen 90 Pf., für die Anzeigen 1,00 Mk.

**Interesse** für die gewöhnliche Zeile oder deren Raum 30 Pf., für die Werbung 40 Pf., für die Anzeigen 50 Pf., für die Anzeigen 60 Pf., für die Anzeigen 70 Pf., für die Anzeigen 80 Pf., für die Anzeigen 90 Pf., für die Anzeigen 1,00 Mk.

**Einlagen** in die Postzeitungs-Einfuhr unter Nr. 7988.

**Sozialdemokratisches Organ**

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld, Naumburg-Weißfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geisstr. 21, Hof 2 Cr. Expedition: Geisstr. 21, Hof part. r.

**Der chinesische Katzenjammer.**

China ward verkündet als das Märchenland, aus dem Europa gewaltige Reichtümer gewinnen werde. In China sollte die europäische Diktatur sich ungenießen entfalten. In wilder Rachebegeisterung wurde der Kreuzzug gegen China unternommen, da die Chinesen sich erkühnten, den europäischen Ueberfall nicht in spiritlicher Demut entgegen zu empfangen. Wie übermäßig traten nach vor wenigen Monaten die mehr oder weniger allseitigen Ueberfälle und Weltplattler auf und wie anmaßend glückte man die Erwartungen der sozialdemokratischen Presse zu verlocken zu dürfen.

Das alles ist heut ganz anders. Der Kaufsitz im Verfall und das große graue Gland nach. Gar nicht mehr heroisch, so kündigt die Münchener Allg. Ztg. an, werde das Auftreten der Regierung sein, wenn der Reichstag zusammentritt. Die Regierung wird in aller Bescheidenheit um die Nachsicht des Parlaments bitten. Kann sie doch die von ihr verübte Missethat der Reichstagsperiode nicht einmal durch den Schein eines chinesischen Erfolges verdrängen.

Und immer neue Zeugnisse werden erbracht, welche die ganze Überheblichkeit der Chinghofsingungen offenbaren und geeignet sind, auch die höchste Ueberbegeisterung - Begeisterung auf den Gesichtspunkt herabzuziehen.

Wir attieren bereits, wie sich Sir Robert Hart in der fortwährenden Revidierung über das chinesische Problem ausspricht. Unsere Weltpolitiker sehen mit Erschrecken, daß dieser hervorragende Chinghoffer, dessen Autorität sie selbst stets feierten, Anschauungen über das Vorgehen Europas in China äußert, die denjenigen sehr nahe kommen, wegen dessen man uns mit unerschöpflich Schmähdungen verfolgt hat. Die Londoner Times haben allerdings bereits die Möglichkeit entdeckt, wie sie sich an diesem peinlichen Mahner vorbeistehlen können; Sir Robert Hart, sagen die Times, habe sich so intensiv mit dem Chinghoffer beschäftigt, daß er ganz in seinen Vorurteilen gegen und ein fatalistischer Orientalist geworden sei.

**Auferstehung.**

Von Graf Leo N. Tolstoj.

Deutsch von Wihl. Thal.

(Nachdr. herv.)

„Aber ich habe die Antworten doch noch einmal vorgelesen, bevor wir in den Gerichtssaal traten“, rechtferdigte sich der Doktor; „niemand hat widerprochen.“

„Ja mühte während der Verlesung auf einen Augenblick hinausehen, entgegnete Peter Gerasimowitsch. „Aber wie konnten Sie das durchsehen, wenn Sie die Anwesenheit nicht hätten? Sie haben nichts bemerkt, versetzte Nechudloff.“

„Die Sache war doch aber so leicht zu bemerken.“

„Man kann das Uebel ja noch gut machen“, sagte Nechudloff.

„Oh nein, dazu ist es zu spät, jetzt ist alles aus.“

Nechudloff richtete den Blick auf die Angeklagten. Während über ihr Schicksal beraten wurde, lagen sie noch immer zwischen den beiden Soldaten auf ihrer Bank. Die Maslow lächelte, und ein kühler Gedanke schlich sich in Nechudloffs Seele. Eben, als er die Freisprechung der Maslow und ihre Freilassung erwartete, fragte er sich, wie er sich ihr gegenüber verhalten sollte. Jetzt aber raubte ihm die Juangsarbeit und die Verurteilung nach Sibirien jede Möglichkeit, die alten Beziehungen mit ihr wieder aufzunehmen. Der verwundete Vogel mußte bald aufhören, in der Jagdtoge zu zapfen.

Es kam so, wie es Peter Gerasimowitsch vorhergesehen hatte. Nach kurzer Beratung kehrten die drei Richter in den Saal zurück, und der Präsident verlas das Urteil, das folgendermaßen begann:

Am 28. April 188... verurteilte die Kriminalabteilung des Bezirksgerichts von... unter der Mitwirkung von Geschworenen auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät den Bauer Simon Kartymkin, 34 Jahre alt, und die Bürgerin Katharina

den Fremden sowie deren Einmischung abzuschaffen. Die Rebellion bewerte die sehr das Volk best für einen solchen Auf zu folgen. Die Vorer der Zukunft, führt Hart fort, werden die besten Waffen haben, die für Geld zu bekommen sind, und dann werden sie ihre Hände allen Crankes ausführen; christliche Konvertiten und das Christentum selber austritten um das Volk vom entsetzlichen Einfluß eines fremden Volkes zu befreien. Den Fremden selber, meint Hart, werden die Chinesen keine leibliche Unbill zufügen, nur aus dem Lande hinausgedrängt werden sie werden, um China von fremden Uebergriffen, fremder Ankerung und Besitzung zu säubern. Die Kinder- und Kindesfinder der heutigen Freiwilligen werden, sagt Hart, zu diesen Bestrebungen auferzogen werden und sie werden in aller Wahrheitsliebe erfolgreich sein. In fünfzig Jahren werden Millionen gebrillter und wohlhabender Vorer zur Verfügung der chinesischen Regierung stehen und die Zukunft der Welt veränder. Nur eine Zeltung Chinas oder eine wunderbare Verbreitung des Christentums in seiner besten Form könnte nach Ansicht Harts diese Katastrophe abmenden. Weides aber erachtet er als außer dem Bereich der Möglichkeit liegend. So gelangt er zu dem Schluß, daß der gegenwärtige Zustand in China nicht zu ändern und die Mandchü-Dynastie mit allen Kräften unterstützt werden müsse.

Aus den Anschauungen Robert Harts sind aber sicherlich außer der Folgerung, daß der letzte Ausfall nicht durch etel Nachforderungen beantwortet werden dürfe, noch weitere Schlässe zu ziehen. Eine sorgfältige Prüfung der Methoden ist nötig, d. h. die europäischen Staaten, der europäischen Kaufmannschaft, Missionen und Diplomaten sich der chinesischen Welt zu nähern verhalten. So lange die chinesische Bevölkerung besteht, ist in China die Fremden Uebergriffe und Demütigungen zu empfinden, so lange sind die großen Gefahren, die Robert Hart anzeigt, unaussprechlich.

Nicht uninteressant sind ferner einige Bemerkungen, die sich in einem „Stimmungsbericht aus Schanghai“ des V. A. finden. Der Korrespondent dieses Blattes ergibt sich vor reichlich in freigeistlichen Drohungen gegen das rebellische China, doch sind ihm allerlei Bedenken aufgefallen, als ob China wirklich so viel „zu holen“ sein werde, wie man bei uns annehmen pflegt.

China mit seiner bedürftigen Bevölkerung ist nicht der große Markt für europäische Waren, als der es so lange galt. Wohl mögen einige Wenige hier große Gewinne erwerben haben, aber ihre Zahl wird immer geringer, denn das viele Viehgenossen, was sie konnten, das ihnen so gut bezahlt wurde, das hat ihnen der neue Handel abgugelt und er wird nicht leicht reich, hat den Europäern den Gewinn zu überlassen. Es wird nicht bedacht, daß der Chinese, sollte er in der Zeit zum Beispiel in das Wesen untrer Industrie tiefer eindringen, bei seiner natürlichen Begabung als die mechanischen Vorrichtungen, seinen außerordentlichen Fleiß, Ausdauer und seinen überaus stilligen Arbeitsmarkt bald die europäischen Konkurrenten aus dem Felde schlagen und, statt als Konkurrent fremder Waren als siegreicher Konkurrent auf dem Weltmarkt in Wettbewerb treten dürfte.

Wohl sei Hart, daß dieser Fremdenhaß, diese Verachtung alles Nichtchinesischen besteht, somit würde sich die Konkurrenz Chinas schon längst sehr empfindlich bemerkbar

gemacht haben. Gott sei Dank, daß der Chinese alle unsere Erfindungen mit einem überlegenen Köpfchen vor sich weißt und unsere Waren verachtet, sonst würden wir bald auf dem Gebiete der Industrie erleben, was der Kaufmann in China schon jetzt erfährt, nämlich, daß selbst der Europäer den chinesischen Händler dem eigenen Lande man vorgeht. Selbst die fremden Regierungen bevorzugen schon jetzt in Schanghai einen Chinesen - er nennt sich Cheap Joo - als Vertreter für ihre Kriegsschiffe und die Geschäfte, die dieser unter anderem auch bei den deutschen Marine macht, belaufen sich auf Millionen. Wie gelangt, wie können recht sein, daß der bedürftigste Chinese, der von Reis und Thee lebt und französischen Champagner und holländische Aukeren verachtet, für unsere Dampfmotoren und elektrischen Erfindungen nur das Fädeln über eine biblische Spielerei hat. Ein Bedürfnis dafür existiert nur im europäischen China, nicht aber im Innern, wo die ungeschulten Millionen sonderbarster Mongolen hausen, wo die menschliche Arbeitskraft so ausgebildet ist, daß sie selbst die Hilfe der Arbeitstiere entbehren kann.

Europa wird gut thun, seine Chinapolitik von Grund auf zu revidieren!

**Der Kampf in China.**

**Die Beratungen der Gesandten**

zur Feststellung der China zu stellenden Forderungen dauern fort, so wieder lateinisch die Kaiserin Soverän vom König. Die Rat-Tag, schreibt hierzu: Die Gesandten verhandeln zunächst untereinander weiter ohne Beteiligung der beiden chinesischen Unterhändler. Der Zweck dieser Unterhandlungen ist in erster Linie der, vollständige Einigung zu erzielen über die Bedingungen, welche von den Mächten gemeinsam an China gestellt werden sollen. Da Nachrichten über Schwierigkeiten, welche dieser Einigung im Wege ständen, nicht vorliegen, so ist ein ruhiger und sachlicher Verlauf dieser Verhandlungen wohl mit Sicherheit anzunehmen. Erst dann, wenn die definitive Einigung über die Forderungen der Mächte hergestellt ist, werden auch die chinesischen Unterhändler zu den Verhandlungen herangezogen und ihnen die Friedensbedingungen vorgelegt werden.

Der chinesische Kaiser soll sich bereits erklärt haben, auf folgende Punkte einzugehen: 1. Prinz Tuan wird zu lebenslänglicher Gefängnisstrafe verurteilt; 2. Lintsin wird den internationalen Konfessionen bleiben; 3. dem internationalen Handel werden neue chinesische Häfen eröffnet werden; 4. die Chinesen verpflichten sich, Kriegsmaterial und Munition nicht aufzutauschen. Die Chinesen beabsichtigen, die verpfändete Geldentfaltung durch Erhöhung der Zölle aufzubringen. Wenn die Gesandte auch nicht wahr ist, so ist sie doch gut gefunden.

**Aus Peking**

melbet Reuters Bureau vom 23. Oktober: Deutsche, französische, italienische Truppen haben Pekingung besetzt. Der festgenommene Provinzialgouverneur wird von einer Kommission

sehen, als er sie erreicht hatte. Sie meinte nicht mehr, daß ein heftiges Schlagen gut zeitweise ihre Brust, während sie mit dem Kopfuch die Schweitztröpfen abtropfen, die ihr über die Wangen liefen. Sie ging an Nechudloff vorbei, ohne ihm anzusehen, und auch er machte keinerlei Bewegung, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Er ließ sie an sich vorbeiziehen, und trat wieder in den Gang zurück, um sich auf die Suche nach dem Gerichtspräsidenten zu machen, der sich schon in der Vorhalle befand, und eben fortgehen wollte. Er zog gerade einen eleganten Sommerüberzieher an, während der Richter ihm überreichte einen Stod mit silbernem Knopf reichte.

„Der Präsident, sagte Nechudloff zu ihm, kann ich Sie einen Augenblick sprechen? Es ist wegen der eben abgeurteilten Sache, ich gehöre zu dem Geschworenen.“

„Aber die Sache,“ sagte Nechudloff, nicht wahr? Freue mich, Sie begreifen zu dürfen,“ sagte der Präsident und schüttelte ihm die Hände.

Er erinnerte sich mit lebhafter Genugthuung des Balles, auf dem er mit größerem Eifer und Schneid als alle jungen Leute getanzt hatte.

„Wom kann ich Ihnen dienen?“

„Es liegt bei unserer Antwort, die Maslow betreffend, ein Mißverständnis vor! Sie ist an dem Stimmor unzufrieden und sich zu Juangsarbeit verurteilt worden!“ sagte Nechudloff, dessen Gesicht sich plötzlich veränderte, „wir doch das Urteil gegen Sie,“ sagte der Präsident, auf die Thür aufzutretend, „und wir haben ja diese Antworten selber ziemlich verworren gefunden.“

Der Präsident erinnerte sich plötzlich, daß er in seiner Rede den Geschworenen hatte erklären wollen, wie sie ihren Vorbehalt in Halle einlösen zu machen war, so formulieren hatten; dann fiel ihm ein, daß er, um Zeit zu sparen, auf diesen Teil seiner Erklärung verzichtet hatte. Doch er hätte sich wohl, Nechudloff darüber etwas zu sagen.

„Es liegt ein Verstum vor,“ fuhr Nechudloff fort, „kann man diesen Verstum nicht wieder gut machen?“

„Gründe zur Annulierung lassen sich immer finden, wenden Sie sich an einen Advokaten,“ sagte der Präsident und ging wieder auf die Thür zu.

„Aber das ist ja entsetzlich...“

„Sehen Sie, es gab für uns nur zwei Lösungen...“



werden vom Kreisverordnetenmann Weidner entgegengekommen, die durch Ausgabe von Marken quittiert werden. In die betreffenden Parteien, welche keine Marken lösen können, kann auf Antrag die Parteigewaltigkeit erklärt werden.

### Gewerkschaftliches.

In Uls (Schneidmühl) dauert der Streit der Glasarbeiter nunmehr die dritte Woche. Die Direktion, an ihrer Spitze Herr Direktor Wegla aus Dresden, verlangt Lohnzusatz Aufnahme der Arbeit. Treiben sich die Vertrauensleute bereit erklären, auf ihre Weisung hin zu verzichten, wird auch die Ablehnung der Arbeit zu dem alten Lohne verlangt. Es kommt der Direktion hauptsächlich auf die Sprengung der Organisation, die unter den schwersten Bedingungen aufgebaut wurde, an. Natürlich wollen die Arbeiter auf weitere Zugeständnisse nicht einlassen. Ihre Unterbringung der Streikenden werden wöchentlich 700 Mk. gebraucht.

Der Streik der Weber bei der Firma Engländer u. Schiller in Seelitz bei Solingen dauert fort. Die Situation hat sich zu gunsten der Streikenden gebessert. Die Aufständigen, 250 an der Zahl, gehören dem Niedererheinischen Weberverband an und ist bisher keine abtrünnig geworden. In der Fabrik arbeiten nur 12 gelernte Weber und einige Wanderlöhner. Die Direktion hat sich vor einigen Tagen bereit erklärt, die Aufständigen bis auf 21 Beamtenrechte nach Bedarf einzustellen. Darauf ließ die Arbeiter nicht eingegangen, besonders da ihnen die Verpflichtung auferlegt wurde, aus der Organisation auszutreten. Gegenwärtig verhandelt die Firma mit einer Kommission der Streikenden. Bisher hatte die Firma während des fünfzehntägigen Streiks überhaupt keine Verhandlung befohlen.

### Ausland.

Frankreich. Der Zustand der Kohlengruben-Arbeiter im Norden Pas de Calais dehnt sich weiter aus; in Carwin ruht die Arbeit vollständig. In Courrières und Achem sind Dragoonen und Jäger eingetroffen; dieelben rüsten in der vergangenen Nacht in der Nähe von Courrières eine Schaar Aufständiger an, wobei mehrere Arbeiter leicht verwundet wurden.

England. Der Zustand der Londoner Ladeschiffer dauert unverändert fort. Die Arbeiter haben den Prinzipalen verschiedene Vorläufe auf schriftlicher Weise mitgeteilt, die den Konflikt gemindert und zuletzt die Intervention von des Gewerkschaftsmitgliedern angeregt. Die Prinzipale aber wollen von keinem Schiedsgericht wissen, so lange nicht die Arbeiter dem nach ihrer Ansicht ungerechtfertigten Ausnahmestück ein Ende gemacht haben. Indes haben eine ziemliche Anzahl Firmen die Forderungen bewilligt, andere stehen ganz außerhalb der Bewegung, so daß der Ausnahmestück gegen zweiwünftel Schiffer bedenklich ist.

### Der Schweinefall als Wohnung von alten Leuten.

Ein Kulturbild aus der Heimat der ostelbischen Junker. In Pönitzberg fand dieser Tage Genosse Hennig als Redakteur der Volkstribüne unter Anführung der Gemeindevorsteher Domschitz in Wobitten durch einen Artikel beleidigt haben, in welchem gesagt war, daß in Wobitten der Gemeindevorsteher Domschitz die Thielischen Eheleute aus der imgehobenen Wohnung entfernt habe, daß die alten Leute darauf drei Tage und drei Nächte im Freien kampiert hätten und nun von Domschitz seit Wochen in einem Schweinefall untergebracht seien; die alte Frau sei insgesam tot tot geworden.

Die Beweisaufnahme gestaltete sich indes zu einer beachtlichen Angelegenheit für den Gemeindevorsteher und für die Angehörigen in den ostpreussischen Provinzen. Der Artikel, welcher die Beweisaufnahme nach der Schärfe des Artikels, Gleichwohl konnte das Gericht nicht anders als Hennig freisprechen, da auch die kleinste Behauptung vollständig bewiesen werden konnte.

Die Verhandlung war ein großes Schauspiel auf die Wohnungsverhältnisse am Ende. Der Bericht hierüber bedarf keines Kommentars.

Erster Zeuge war Domschitz selbst. Aus der Aussage desselben geht hervor, daß die alten Thiel mit ihren jüngsten 13jährigen Knaben bei ihrem verheirateten Sohne in einer aus Stube, Kammer und Kochgelegenheit bestehenden Wohnung 2 1/2 Jahre gemohnt haben. Er, Domschitz, hat dem Sohn die Wohnung gefällig. Der Sohn fand den Domschitz eine neue Wohnung nahe vor unter der Bedingung, daß er seine alten Eltern nicht mitbringe. Er erklärte dem Domschitz daher, daß er die Eltern in der Wohnung zurücklassen müsse. Domschitz verlangte von den alten Leuten, daß dieselben die Wohnung räumen. Als dieselben erklärten, daß es ihnen nicht möglich sei, eine andere Wohnung zu finden, sagte Domschitz beim Gericht auf Entfernung aus der Wohnung. Anfang Juni wurden die alten Leute auf die Straße gesetzt. Dort blieben sie drei Tage und Nächte liegen. Auf die Frage, weshalb er die Leute nicht in der Wohnung behalten habe, erwiderte Domschitz, daß er geirrt habe, keine Worte zu erhalten. Der alte Thiel habe gewartet, wenn er Arbeit gefunden, die Frau habe nicht arbeiten können, weil sie kränzlich oder schwächlich war. Domschitz erzählt dann weiter, wie die Leute ihr Bett im Freien aufgeschlagen und darin nachts gelegen haben. Am vierten Tage habe er die Habseligkeiten der Thiel auf einen Wagen laden und nach Spittelburg zum Sohn fahren lassen. Der Sohn konnte aber die Eltern nicht aufnehmen. Die Sachen blieben in Spittelburg liegen. Inzwischen erhielt Gemeindevorsteher Domschitz aber von seiner vorgelegten Behörde Anweisung, die Thiel unter Dach zu bringen. Deshalb holte er die Leute und die Sachen abends nach Wobitten zurück. Auf Befragen des Vorsitzenden gab Domschitz zu, daß die Wohnung, aus der die alten Leute hinausgetrieben waren, noch längere Zeit leer stand. Ueber das Diebstahl, daß er den Thiel anwesend, sagte Domschitz aus, daß das Gebäude früher Stall und zwar Schweinefall gewesen sei. Vor Jahren sei es umgebaut und als Gefängnis eingerichtet worden. In dem einzigen Raum hätte nach seiner Meinung ein Bett, Tisch und Stuhl stehen können. Er habe diesen Raum für ausreichend für die Familie gehalten. Aus dem Alten wird festgestellt, daß der Raum 2,10 Meter hoch, 2,20 Meter lang und 1,93 Meter breit ist. Auf Anweisung des Landratsamtes hat D. jetzt den Thiel in Bärwalde an Gemeindeflehen eine Wohnung nehmen müssen. Der alte Thiel hat auf Veranlassung der Domschitz eine Strafe verbüßen müssen, weil er sich als unwillig gegen seine Wohnung befunden hat. Auf nachdrückliches Befragen des Verteidigers Rechtsanwält Haase, gibt Domschitz zu, daß in der Nachbargemeinde an Thiel für dessen eigene Rechnung keine Wohnung vermietet wurde. Der alte Thiel hat also drei Tage lang unerschuldig im Gefängnis gesessen, das er an demselben Abend verlassen hat, an dem die Gerichtsverhandlung stattfand. Der Verteidiger richtete darauf an Domschitz die Frage, ob der Raum, den die Thiel von ihm in Wobitten als Wohnung angewiesen erhielten, noch in letzter Zeit Schweinefall gewesen sei. Domschitz erklärt D., daß im vorigen Herbst noch

Schweine darin gewesen sind. Dorscher hatte er den Raum nur als Gefängnis bezeichnet. Er habe den Stall reinigen und weigen lassen, als die Thiel hineinzogen. Der Verteidiger läßt Domschitz bestätigen, daß der Stall bauernd als Schweinefall zu einer zufällig leer stehenden Wohnung gehört. Domschitz hat, wie er auf Befragen erklärt, von seiner vorgelegten Behörde einen Tadel erhalten, weil er die Thiel unter freiem Himmel ließ.

Der folgende Zeuge, praktischer Arzt Dr. Kempe, hat auf Anweisung des Landratsamtes die Frau Thiel untersucht, als sie krank war. Er hat chronischen Myxomatismus festgestellt. Domschitz sei die Frau nicht gewaschen. Der Arzt erklärt auf Befragen des Verteidigers, daß der Raum, in dem die Thielischen Wochen hausen mußten, höchstens einer Person auf kurze Zeit, auf keinen Fall aber zwei Personen längere Zeit zum Aufenthalt dienen konnte.

Die folgende Zeugin, Diakonissin Hedwig Potzel, hat die Frau Thiel bezeugt. Sie hat beim ersten Besuch die alte Frau liegend auf Bettstücken an der Erde liegend gefunden. Domschitz sei die Frau Thiel nicht gewesen.

Darauf folgt als Zeugin die alte Frau Thiel selbst. Sie ist 50 Jahre alt, ein ganz feines, sehr gebauchtes Mütterchen, deren braunes Gesicht mit einem Wangenröthchen bis zum 1. April habe sie und ihr Mann bei dem Sohne im Hause des Domschitz gemohnt. Als der Sohn gekündigt wurde, habe er sie in die neue Wohnung nicht mitbringen dürfen, weil Spittelburg, wohin er zog, schon zu viele Arme habe. Sie hätten nun selbst Wohnung gesucht, doch habe sie niemand aufgenommen, weil der Mann zu wenig verdiene. Derselbe habe im Sommer, wenn er Beschäftigung hatte, 14 „Dittsch“ verdient. Die Frau schildert, wie Domschitz sie auf die Straße legen ließ. Während sie nachts draußen lagen, habe es in Seelitz geregnet. Kocher hätten sie nicht können, weil Domschitz den übrigen Leuten verboten habe, sie in die Wohnung zu kommen zu lassen. Dann erzählt sie, wie die Sachen aufgeladen und nach Spittelburg gefahren seien. Der Sohn hätte sie aufgenommen, aber da sei ihm gesagt, dann müsse er auch ziehen. Da habe sie Domschitz in den Stall gebracht. Acht Tage hätten sie darin schon gelegen, als derselbe erst etwas zurecht gemacht wurde. Der Verteidiger konstatiert, daß Domschitz ausgezogen hat, daß er den Stall habe herrichten lassen, die Thiel hinein mußten. Domschitz giebt jetzt zu, daß die Frau Thiel die Wahrheit sage. Es wird weiter festgestellt, daß der Stall wohl im Frühjahr ausgeharrt sei, wie aber Schweineflöhe ausgeharrt worden. Die Hefte des Schweineflusses hat die Frau Thiel erst entfernt, als sie ihre Betten in dem Raume am Boden ausbreitete, da ihr Bettgestell in dem Lode nicht Platz hatte. Ihre Sachen, die zum Teil auf der Fahrt nach Spittelburg zerbrochen wurden, haben drei Wochen in Wind und Wetter im Freien gestanden, bis sie Domschitz unter Dach bringen ließ. Frau Thiel erklärt weiter, daß sie früher nicht krank gewesen sei. Nachdem sie aber im Regen nachts draußen kampiert, dann in dem Stall an der Erde gelegen, wo es fürchterlich gekunkelt habe, wo das Fenster nicht schloß und der Regen durchs Dach kam, da sei sie krank geworden.

Der Staatsanwalt Wallenberg beantragte darauf, den Angeklagten Hennig der Beleidigung für schuldig zu erklären. Die Verhandlung habe ein trauriges Bild entrollt von der hergeloßen Behandlung der Thielischen Eheleute. Domschitz habe seine Menschenpflicht auf so gräßliche Weise verletzt. Er dürfe nicht die Leute tagelang im Freien lassen, da das die traurigen Folgen haben konnte. Beleidigt sei aber Domschitz doch. Der Verteidiger, Rechtsanwält Haase, führte aus: Die Verhandlung habe ein selten trauriges Bild von Arbeiterelend und ein ebenso trauriges Bild von Richterungsverhalten eines Beamten entrollt. Nicht ohne Wehmut, sondern auch gegen seine Beamtenschaft habe sich Domschitz gräßlich vergangen. Die Thielischen Eheleute waren in Wobitten heimatsberechtigt. Wenn Domschitz sie als Hausbesitzer auf die Straße setzte, hatte er als Gemeindevorsteher die Pflicht, ihnen ein menschenwürdiges Unterkommen zu verschaffen. Er hatte vier Wohnungen leer stehen, dort, nicht im Schweinefall hatte er die alten Leute unterzubringen. Ein Schweinefall war das Haus, daran sei nicht zu denken und zu denken. Nicht Gefängnis war der Stall, sondern ein zufällig leerstehender Schweinefall. Zu verwundern sei, daß der Staatsanwalt nach dieser Beweisaufnahme nicht selbst die Freisprechung beantragt habe.

Nach einhelliger Beratung des Gerichtshofes verhandelte der Vorsitzende das Urteil. Der Angeklagte wurde von Strafe und Kosten freigesprochen. Der Gerichtshof hielt den Wahrscheinlichkeit in allen Wesentlichen für erbracht.

Ein Regierungspräsident als Verklager. Der Regierungspräsident von Lepper-Daak in Köslin hatte sich in einer Privatklage des Kaufmanns Döling zu Rowe (Kreis Stolp) als Angeklagter vor dem Kösliner Schöffengericht zu verantworten. Am 23. Juni d. J. hatte eine aus vier Männern bestehende Deputation aus diesem Orte, unter denen sich der Privatkläger befand, in einer Gemeindeangelegenheit beim obersten Beamten des Bezirkes eine Audienz. Als die Angeklagten in der Sitzungsaal des Bezirkes waren und sich vorlegten hatten, soll der Präsident in Beziehung auf Döling die Äußerung gethan haben: „Das ist ein Buchhändler, das ist ein Erzähler der Gemeinde, hat der Eud auch erzählt, weshalb er abgesetzt ist? Ich hätte Euch ganz anders empfangen, wenn Ihr diesen Menschen nicht mitgebracht hättet.“ Bei der Verhandlung wurde die Äußerung von allen zur Deputation gehörigen Mitgliedern bezeugt, hingegen drei Regierungsräte erklärten, daß sie die betreffenden Worte nicht gehört, teils in anderem Sinne aufgefaßt hätten. Das Schöffengericht ist dementsprechend die Verklager auf die weiteren Instanzen beschränkt. Das wäre wohl einem sozialdemokratischen Redakteur passiert, wenn er dieselben Äußerungen über irgend welche Personen gebraucht hätte?

### Geschäftsfall.

#### Strassauer.

Salle a. S. 30. Oktober.

Freisprechen von der Anklage des Diebstahls wurde der Richter Karl Bötter aus Tarna bei Bitterfeld. Er sollte als Richter bei dem Obergericht Eduard Dietrich in Salsfurt 12. Bentner Kartoffeln zu vier Malen, aber am besten lichten Tage entwendet haben. Der Angeklagte, jene Kartoffeln seien seine Deputationsartikeln gewesen, wofür er sogar die Deputationsrechnung abgeben wollte. Dietrich habe ihm allerdings die Deputationsartikeln im Markt ohne Lohn abzugeben. Bötter Dietrich bekennt, dem Angeklagten nur 2 Mark für Saatartikeln abzugeben zu haben. Nach diesen Angaben des Zeugen konnte von Diebstahl gar keine Rede sein; es liegt höchstens ein Bilanzirung vor. Der Angeklagte wurde antwortgemäß freigesprochen.

Im Reichsbergbau habe es sich in der Woche des 13. Oktober Arbeiterbesetzung von hier, geboren in Dörfel. Er soll am 31. Juli d. J. seinen Ausweis, den 21-jährigen Arbeiter Robert Niederhauen von hier, gelegentlich eines Streites mit einem Weller in die linke Brust gestoßen haben. Der Verletzte war in Folge der Verwundung der Eingeklagte mehrere angereizt niedergedrückt und geschlagen geblieben, aber nicht getötet worden. Dieses wird aber überhört. Niederhauen hatte aus Versehen an Weller's Brust gestoßen. Darauf kam es zu einem Wortwechsel und zur Wälgerei, worauf Weller das Weller gezogen und den Niederhauen mit den Worten: „Du bist ein Schweinehund, geh doch ins Gefängnis!“ legte verlor damals viel Blut. Die Wunde ist jetzt aber wieder gut geheilt. Dem Strafamt gemäß erfolgte Verurteilung zu 6 Monaten Gefängnis.

Einen Schußmann gefesselt hatte in der Nacht vom achten auf den neunten September der Arbeiter Eduard Schaefer hier, der in Gemeinschaft mit dem 21-jährigen Arbeiter Eduard Andri aus Siebichtheim wegen Varnens, Gelangens, Verleitung, Widerstandes und Körperverletzung angeklagt war. Schaefer hatte in der Körnerstraße Wärm gemacht, worauf der Ergaunt Weller hingsingekommen war. Als Weller den Schmittmann wollte, lieferte letzterer Widerstand und brach mit Letzlichen. Dann menigte sich Andri ein und befreite den Gefangenen aus den Händen des Beamten. Der Ergaunt lief nach der Wache und holte Verhaftung. Als sich der Weller nach der Wache mit Schaefer herumtrieb und Schaefer schließlich hinter die hinter den Beamten in den linken Unterschenkel. Der Beamte hatte zwei Wunden. Andri befreit, den Schaefer befreit zu haben und letzterer will betrunken gewesen sein. Schaefer wurde wegen der Uebertretung zu vierzehn Tagen Haft und wegen der Verlegen zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Dem Strafamt gemäß wurde der Schaefer anwalt hatte höhere Strafe beantragt.

### Eingekandt.

Ein Wort betrefft Austritts aus der Landeskirche. Wie die hiesigen bürgerlichen Blätter, wie Saale-Zeitung, Halle'sche Zeitung u. a. mitteilen, sollen mehrere Leute, namentlich aus den eingekandeten Provinzen, wegen der Kirchensteuer ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt haben. Dieser Bescheid ist unzulässig, das alle bisherigen Austrittserklärungen nicht wegen der Kirchensteuer, sondern meines Wissens lediglich nur deshalb gegeben sind, weil man einfach mit den kirchlichen und religiösen Dogma nicht mehr zu thun haben will. Da ich in letzter Zeit verschiedene Male als Referentium bei der bürgerlichen Austrittserklärung, die dem Amtsgericht mitgegeben war, so geht meine Wahrnehmung, daß das, was ich oben ausgeführt, einfach der Wahrheit entspricht. Alle, ohne Ausnahme, gaben auf dem Austritts die Erklärung ab, daß man aus der Kirche aus demselben Grund nicht wegen der Kirchensteuer austritt, sondern weil man mit den kirchlichen Dogmen ein für allemal brechen will. Diese Ausführungen werden die Herren Amtsgerichtsräte befragen müssen. Wie nun bürgerl. Blätter die Angelegenheit auslegen, ist deren Sache und wohl auch nicht anders zu erwarten. Ich für meine Teil würde es überhaupt unter meiner Würde halten, als Referentium betrieit zu sein, wenn es sich lediglich nur um die Kirchensteuer handelt. Für diejenigen aber, welche zur Zeit ihren Austritt aus der Kirche gemeinlich angemeldet haben oder anmelden wollen, mag folgendes zur Beachtung dienen:

1. Zur Vermeidung des Austritts aus der Landeskirche benutze man möglichst gedruckte Formulare (solche sind in der Volksbuchhandlung erhältlich).

2. Vom Tage der bürgerlichen Austrittserklärung an ist zum mindesten der vierten und sechsten Woche die persönliche Austrittserklärung vor dem Amtsgericht abzugeben.

Verhaltensmaßregeln: Sobald der Austrittserklärung seine bürgerliche Einreichung an das Amtsgericht gemacht hat, bekommt derselbe eine bürgerliche Verhaftung. Mit dieser Verhaftung gähnt man, der die Sache nicht so genau nimmt, er ist auch der Kirche ausgetreten. Die Verhaftung ist lediglich nur eine Verhaftung, daß man seinen Austritt erklärt hat resp. daß seine Erklärung auf dem Amtsgericht eingegangen ist. Auf Grund dessen haben verschiedene ihre persönliche Austrittserklärung bezeugt und sind demgemäß nach wie vor Mitglieder der Kirche. Anders nicht anders, wenn man sich nicht rechtzeitig zu melden und mußten deshalb ihren Austritt neu arrangieren. Die Sache ist die: Wenn jemand am Donnerstag, den 1. November, seine bürgerliche Austrittserklärung an das Amtsgericht einreicht, so hat er in der Zeit von Donnerstag, den 2. November, bis Donnerstag, den 13. Dezember, seine persönliche Erklärung abzugeben. Nach dem 13. Dezember nicht so hat der Antragende die entlassenen Gerichtskosten für nicht und wieder nichts zu bezahlen. Hieraus ist ersichtlich, daß also streng der Tag der Einreichung beizubehalten werden muß, an dem die bürgerliche Einreichung erfolgte. Aus Grunde dessen haben sich mehrere Personen wegen Verzögerungen der Frist doppelte Kosten zu zahlen, indem dieselben der Meinung waren, sie hätten noch ein oder zwei Tage Zeit. Behufs der persönlichen Erklärungsbegabe bitte noch zu beachten, daß man, wenn man auf dem Amtsgericht geht, jemand zur Befragung aus dem Amtsgericht kommen und dementsprechend die Verhaftung mitnehmen, welcher aber auf dem Amtsgericht befragt sein muß. Die persönliche Erklärungsbegabe hat der Herr Amtsgerichtsrat, dem die bürgerlichen Angelegenheiten unterliegen, umgehend entgegenzunehmen, oder, wenn er gerade anderweitig fern an dem Amtsgericht ist, jemand zur Ausfüllung der Entgegennahme zu beauftragen. Nach dem Befragten hat der Herr Amtsgerichtsrat Wahrsam am Montag, den 29. Oktober, sich nicht genügt gefühlt, die persönliche Erklärungsbegabe von zwei Personen gleich entgegenzunehmen, sondern ließ dieselben trotz allen Protestes ruhig bis 12 1/2 Uhr warten, so daß dieselben zwei Stunden lang auf dem Amtsgericht verbrachten. Ein solcher Vorgang ist einfach meines Erachtens unzulässig, um so mehr, da der Herr Amtsgerichtsrat die Niederchrift von einem der Herren Sekretäre nachher machen ließ, während er dann nur noch die übliche formalistische Erklärung, was doch hätte gleich geschrieben können, da eine solche Erklärungsbegabe doch nicht von Hatten geht. In der Hoffnung, daß der Herr Amtsgerichtsrat in Zukunft derartige Angelegenheiten solcher erledigt, bitte ich noch alle Interessenten obiges zu beachten, damit keine unnützen Kosten entstehen.

### Die Welt.

Einst hat ein Mann die Welt gegen Frühmorgens über die Felder geh'n. Die Säme trauert ihr heiser und schwach, die Wägen kurrten die Kunde ihr nach.

In einem grauen Bettelkleid, Gedücht, so hinkte sie über die Welt, Ihr rotes Auge sie und haar-

Und wo ein Dorf von fern sie sah, Ein nickend ließen sie da, Und nickt hat auch am Gewand Und nickt fingernt mit der Hand

Und wehelt, wie man Mägen schreit, Ein gelbes Tuch, mit Blut besetzt, Dreimal und schnell. — noch einen Blick Mürrend dann barg sie reich ihr Tuch.

Und weiter hinkte sie am Stab: Wobin sie hinkte, kam's ein zum Grab, Wobin sie hinkte, kam's ein zum Haus, Stund Dorf und Dorf zum Abend aus.

Ferdinand Heerhaus.

Verantwortlicher Redakteur: Emil Schwanitz in Galt.



# Beilage zum Volksblatt.

Nr. 255

Halle a. S., Donnerstag den 1. November 1900.

11. Jahrg.

## Lokales und Provinzielles.

Halle a. S., 31. Oktober 1900.

### Maurerstreik.

Gestern abend beschloß eine in der Moritzburg stattgefundene, hart besuchte Versammlung, über die Bauformen Sachmann u. Köhler, Jabel u. Kramm, Lude u. Hoffmann die Exere zu verhandeln. Heute morgen legten die Bauformen u. Köhler sämtliche Maurer — 25 Mann — die Arbeit nieder. Bei Jabel u. Kramm traten 60 Mann in Aufstand, bei Lude 30, bei Hoffmann 20, insgesamt 135. Die Arbeit ruht auf den betr. Bauten vollständig. Es handelt sich um Lohnhöherungen. Die Meister und Baumunternehmer können sich nicht daran gewöhnen, die im Vorjahre eingegangenen Verträge auch zu halten. In diesem ist ausdrücklich festgelegt, daß der Stundenlohn vom 1. April 1900 bis 31. März 1901 fünfzig Pfennig beträgt. Die Maurer werden den Herren nun beweisen, daß sie trotz des bevorstehenden Winters die Erfüllung der Abmachungen zwingen werden.

### Die Prügelstrafe des Oberleitnants Hochheim.

Der vom hiesigen Landgericht wegen der am Gutshöflicher Behold in Schöffstadt begangenen schweren Raubtaten zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden ist, hatte gestern noch ein gerichtliches Nachspiel vor der Zivilkammer des Landgerichts. Der Gutshöfliche Behold klagte wegen der am 8. August 1899 auf der Schöffstädter Flur von Hochheim und seinen polnischen Arbeitern empfangenen Verletzungen auf Schadenersatz und verlangte zum selben Vertreter, Rechtsanwalt Sparg, 1500 M. Schmerzensgelder, 1000 M. Kurkosten, 480 M. Entschädigungskosten für von seinem Bruder während seiner Krankheit geleistete Arbeit und 32 M. Apothekerkosten, insgesamt 3012 M. Der Vertreter des Beklagten, Rechtsanwalt Dr. Köhler, beantragt, die Forderung abzuweisen, da der Beklagte bereits eine Mitschuldigung von 1200 M. geleistet habe und damit alle berechtigten Ansprüche des Klägers als erledigt anzusehen sind. Allerdings sei der Kläger damals „ordentlich“ durchgeprügelt worden, aber so wenig werden doch die Schläge nicht getan haben, daß er 1500 M. Schmerzensgelder verlangen könne. Gewöhnlich pflegten doch nur Leute aus ärmeren Ständen Schmerzensgelder zu nehmen. Der Verlekte, Gutshöflicher Behold, ist anwesend und meint, er möchte für das Geld die Prügel nicht noch einmal haben; er möchte seinen Neuse ebenso nachgehen, wie seine Arbeiter ihrer Beschäftigung nachgehen; er habe durch die Affaire viel Verdruß und Schaden gehabt. Es fiel dann scheinbar die Bemerkung, daß sich für 1500 M. mancher schon einmal prägen ließe und, wenn die Prügel alle jedes Jahr vollzogen würde, vielleicht dabei noch ein „schönes Geschäft“ gemacht werden könnte. Wir möchten dieser Bemerkung hinzufügen, daß im Gerichtsfall wohl schwer jemand zu finden gewesen wäre, der die Leutnantsprügel für 1500 M. angenommen hätte, obwohl hier die Prügel von einem Referendar-Offizier wie Hochheim, nicht als die „allergeringsten“ angesehen werden dürfen. Der Gutshöfliche Behold hätte es sich eigentlich zur Ehre anrechnen müssen, von einem Offizier einmal ordentlich durchgeprügelt worden zu sein. Wie konnte er nun auch noch klagen? Hochheim war zur Verhandlung nicht erschienen. Er ist am 26. d. M. aus der Haft entlassen worden und im Anschluß an seine Freilassung fand in einem hiesigen Hotel im Kreise der Lieben eine kleine Begrüßungsfestlichkeit statt. Der Wärter Hochheim wird nun seine durch die Prügel gelegentlich einer Kur in Blankenburg kennen gelehrte Braut heiraten und seine junge Frau dann hoffentlich garter behandeln, als den Gutshöflichen Behold. Der Vorlesende meinte, die Sache sei zu einem Vergleich sehr geeignet; vielleicht erkläre sich Behold zufrieden, wenn er noch 800 M. bekomme. Letzterer gab dann folgende zu Protokoll genommene Erklärung ab: „Ich habe 1200 M. erhalten und will mich mit einer weiteren Zahlung von 800 M. für alle mir am 8. August 1899 zugefügten Körperverletzungen und die mir etwa noch zuzuführenden Forderungen gegen den Beklagten vergleichsweise für abgefunden erklären, wenn Beklagter sämtliche Kosten des Rechtsstreites übernimmt. Beklagter soll erludt werden, diesen Vorschlag zu acceptieren und sein Vertreter erklärt, bis zum 15. November d. J. eine bindende Erklärung abzugeben.“

### Jurist und Redakteur.

Die Redakteure der oppositionellen, vor allem der sozialdemokratischen Richtung, erfreuen sich leider der besonderen Aufmerksamkeit der hohen Justiz und darum möchten wir uns erlauben, einen kleinen Vergleich zwischen dem Manne des „Rechts“ und demjenigen der Feder anzustellen. Zunächst eine Parallele zwischen der Art, in welcher der Jurist und der Redakteur ihre Arbeit erledigen. Der Jurist gehört zu jenen glücklichen Sterblichen, denen es niemals verwehrt, langsam und bedächtig, mit großer Ueberlegung studiert er seine Akten und wo ihm etwas unklar erscheint, recherchiert er so lange, bis er alles sein Sünderlich vor sich hat. Wie viel Zeit er dazu braucht, ist egal, denn der Angeklagte hat, auch wenn er in Unterdrückung sitzt, einfach zu warten, bis der Herr Staatsanwalt fertig ist. Und bei Zivilprozessen haben die Parteien sich so lange zu gedulden, bis die Richter sich in den Akten genau orientiert haben. Daß ein Angeklagter ein Vierteljahr und noch länger in Unterdrückungsshaft gehalten wird, ist bekanntlich seine Seltensheit und

logar ganz einfach gelagerte Zivilprozesse dauern bei der berühmten Fristigkeit unserer Gerichte sehr häufig nicht unter einem Jahr.

Bedeutend weniger Zeit zur Ueberlegung hat der Redakteur. Ihm preißt es leider immer früh morgens schon und zwar zu einer Zeit, wo sämtliche Justizgebäude geschlossen sind und gar mancher Beamte vielleicht erst aus Aufstehen denkt, geht er an seinen Schreibtisch, wo ein Stoß von Briefen, Korrespondenzen und Zeitungen, die die erste Post brachte, der Erlebung laßt.

Mit krassemerter Fristigkeit prüft er alles, ob es noch in die heutige oder eine spätere Nummer aufgenommen oder in den Papierkorb berufen werden soll. Dann nimmt er Feder und Papier, um einen Letter oder kleinere politische Artikel, vielleicht auch beides zu schreiben, in dessen ein Ergehung, ungeduldig auf das Manuskript wartend, hinter ihn sieht. Noch ist er mit dieser Arbeit nicht fertig, da bringt die zweite Post nicht weniger als drei oder vier Dutzend Zeitungen, die von auswärts kommen. Sie müssen sämtlich durchgesehen werden, damit die wichtigsten Nachrichten noch in der Nummer des betreffenden Tages Platz finden. War nicht selten sind dabei Rückschlüsse oder Streichungen zu machen, wodurch wieder neue Arbeit entsteht. Nebenbei hat dann der Redakteur vielleicht auch noch das Vergnügen, mit Besuchen „beehrt“ zu werden, die er zwar ins Pfefferland wünscht, die er aber doch nicht gut vor die Thüre setzen kann. Und all diese Dinge muß ein Redakteur in wenigen Stunden beorgen, da ja der Druck und der Versand des Blattes ebenfalls geraume Zeit in Anspruch nehmen. Wie leicht aber kann bei solcher Eile ein Versehen passieren, wie leicht ein Ausdruck unterlaufen, der namentlich in untern Tagen den Grimm eines Gerbers des Geistes erregt? Ja wenn die Redakteure so viel Zeit hätten, wie die Herren Juristen, wenn sie Stunden und Tage lang überlegen könnten, ob nicht da und dort sich eine Ungenauigkeit einschleiche, wenn sie jede Nachricht durch Gedanken an ihre Richtigkeit kontrollieren oder durch verdächtige Zeugen erhärten lassen könnten, würde die Sache anders liegen. Unter den tatsächlich bestehenden Verhältnissen aber verbiert der Mann der Feder die weitgehende Nachsicht und nicht jene feintliche Verfolgung, die ihm in Deutschland wird.

Und mit Vergnügen, Ihr Herren Juristen, eigentlich ist es doch etwas komisch, daß der nämliche Jurist, der nach allgemeiner Ansicht sehr langsam arbeitet, der Monate zu einer Unterdrückung nötig hat und oft mehr als ein Jahr zur Entscheidung eines Prozesses braucht, von anderen Leuten, die ihr Tagewerk im Gelepp vollbringen müssen, fordert, daß sie trotz aller Hast nichts übersehen, keinen Fehler begangen. „Ach, wenn es gar so leicht ist, auch in der höchsten Eile, ohne Verträge gegen das Gesetz zu arbeiten, warum machen es denn die Herren Juristen nicht vor? Die armen Leute, die in der Unterdrückungsshaft schmachten, die Klienten, die fehlerhaftig die Entscheidung eines Zivilprozesses herbeiwünschen, würden es gewiß mit Freuden begrüßen. Also frisch ans Werk, Ihr Männer des Gesetzes!

Neben den oben besprochenen Verhältnissen kommt noch ein weiterer sehr wichtiger Gesichtspunkt in Betracht. Der Rechtsbegriff, der von den Juristen aus dem Strafgesetzbuch herausgeholt wird, deckt sich, wie jeder Denkende weiß, in vielen Fällen nicht mit dem Rechtsgefühl, das der normale Mensch, der Late, in der Brust trägt. Dies tritt namentlich für politische Reate zu. Es ist doch a. B. ein Kurium, wenn ein Redakteur auf Grund des Groben Unruh-Paragrafen wegen Erregung öffentlichen Aergersnisses bestraft wird, während die öffentliche Meinung sich in Bietlosten c. aus eigenem Antrieb noch viel, viel drastischer äußert, als es der Redakteur in seinem Blatte jemals gewagt hätte. Nicht minder kurios ist es, daß man in einer Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, wo Fehler der leitenden Männer unter Umständen an Leben des einzelnen Bürgers sich rächen, die Hohen des regierenden Systems auch dann nicht freistriten soll, wenn sie eine Gelehrte für den Frieden bedeuten. Ja bei politischen Reaten wechelt sogar der Begriff nach Zeit und Umständen. Ein Mord bleibt ein Mord, gleichviel ob er 1890 oder 1900 geschah, aber die nämliche Verurteilung, nach der 1890 kein Mord gekräft hätte, stellt vielleicht 1900 die schwerste Majestätsbeleidigung dar. Der Grund für den Unterschied zwischen dem rein menschlichen und juristisch konstruierten Recht ist bekannt. Die kapitalistische Welt kennt überhaupt kein allgemeines Menschenrecht, sondern nur ein Recht, das den Besitz der herrschenden Klassen an Macht und Eigentum schützt, was allerdings nicht ausschließt, daß nebenbei auch ein Teil der Paragraphen den unterdrückten Volksklassen in gewissen Hinsichten zu gute kommt.

Da also das Rechtsgefühl der Laien mit dem Rechtsbegriffe, den der Jurist durch den Strafgesetzbuch herausdefiniert, sehr oft nicht übereinstimmt, so ist es klar, daß dem Erkennen der Verletzungen im juristischen Sinne der gesunde Menschenverstand allein leider nicht mehr ausreicht, sondern daß eine besondere Unterweisung in dem, was gesetzlich erlaubt und verboten ist, nötig wird. Dem Juristen wird eine solche Unterweisung auf der Universität und in der Praxis reichlich zu teil, dem armen Redakteur aber hält niemand Vorlesungen über die stets schwanenden Auslegungen, welche die Herren Juristen den Bestimmungen des Strafgesetzes angedeihen lassen. Er muß sich mit dem gesunden Menschenverstand behelfen; da dieser, wie bemerkt, im konkreten Fall nicht genügt, begehrt der Mann der Feder, ohne es zu wissen, in den Augen der Juristen oft die himmelschreiendsten Sünden.

Natürlich haben Staatsanwalt und Gericht meist die Ueberzeugung, daß der Redakteur absichtlich sich verfehlt habe. Da möchten wir ergehen bitten, uns einen einzigen vernünftigen Grund für eine solche Ansicht zu nennen. Ist es vielleicht ein besonderes Vergnügen, monatelang im Gefängnis zu sitzen oder dem Staat ein paar Duzend Mark Strafe zu bezahlen? Diesen Annehmlichkeiten legt sich doch kein Redakteur absichtlich aus. Und damit, daß der betreffende Redakteur vielleicht von den nachmaligen Augen des Gesetzes übersehen wird, kann doch heutzutage gewiß niemand mehr rechnen. Selbst wenn dem Staatsanwalt die Sache entginge, so würde doch das schmutzige Denunziantenpaß, das in Deutschland in allen Winkel haßt, das Weitere besorgen.

Hält man alles zusammen: Die große Eile, mit der der Redakteur arbeiten muß, die Unmöglichkeit, daß er die ihm drohenden Fingungen des Gesetzes im Nu erkennt, so wird man auch zugeben müssen, daß die Verfolgungen und harten Strafen, die auf den deutschen oppositionellen Zeitungsman nur zu leicht herabzuehen, mit zu den traurigsten Ergehenungen unserer Justiz gehören. (Erf. Tribüne)

### Achtung! Gewerbegerichtsbeisitzer der Arbeitnehmer.

Freitag, den 2. November, findet eine gemeinshaftliche Sitzung des Gewerbegerichts statt, welche ein Gutachten über die Verhältnisse abgeben soll. Um die Verhandlung nicht allzu sehr auszudehnen, und um eine möglichst einheitliche Stellung einzunehmen, ist es nötig, daß alle Gewerbegerichtsbeisitzer, ipsejure der Arbeitnehmer, zu einer Vorbereitung auf Donnerstag, abends 8 1/2 Uhr, im Weissen Hof erscheinen.

Also, wichtig ist die Sache, erscheine deshalb jeder Beisitzer pünktlich. Bädermeister und Bäckerarbeiter sind hiermit ebenfalls eingeladen. Gust. Heyn, Carl Fißler.

\* Die Adressen soll nach einem Beschlusse der Stadtverordneten-Versammlung angebracht werden, und zwar für den Preis von 30 000 M.

II. Allgemeine Gesichtspunkte der Orts-Strassenfest hat in der Vorhandlung vom 28. Oktober d. J. den Artz Dr. Kolbe zu Giebichenstein als Referent an gestellt.

Aus dem Bureau des Stadttheaters. Mit dem neu engagierten Dirigenten Herrn Paul Greiff vom Hoftheater in Wiesbaden in der Firtelstraße geht am Donnerstag die musische Oper von Jorging. „Der Zimmermann“ zum erstenmale in dieser Spielzeit in Szene. Am 3. Akt wird der Original-Vollschluß vom Corps de Ballet ausgeführt. Am Freitag wird „Solaminites“ zum erstenmale wiederholt. — Mit Eugen Müller und gelegentlich seiner gefragten Anwesenheit die späten dem Komponisten und der Direction des Stadttheaters stehenden Unterhandlungen betreffs Ueberlassung des Aufführungsrechtes seiner neuesten Oper „Raim“ um Abchluss gebracht worden. Die Ueberführung der Oper wird voraussichtlich im Februar 1901 bei Anwesenheit, eventuell unter eigener Leitung des Komponisten stattfinden.

Aus dem Bureau des Theaters. Das am 26. Oktober im „Unter Wasas Hiden“, wird am Donnerstag, den 1. November, vorzüglich zum letztenmale zur Aufführung gelangen. Da bereits am Sonntag, den 3. November, Fräulein Thea von Gordon vom Berliner Hoftheater ihr Gastspiel als Grevette in Heudeaus: „Die Dame von Maxim“ beendigt. — Billig für die Premiere sind jetzt bereits erhältlich. Aus dem Bureau des Apothekenbesitzer. Heute, Mittwoch, abend findet die letzte Aufführung des gegenwärtigen Spielplans statt. Die 4 Wochen hier erfolgreich thätig gewesene Konzertsängerin Fräulein Dolag hat heute ihren Ehrenabend.

Zeits. Der Naturwissenschaftler hatte seinen früheren Kofferer Zimmermann wegen Unterdrückung angeklagt. Am Montag fand deshalb in Naumburg vor dem Landgericht Termin statt. Der Staatsanwalt beantragte 6 Monate Gefängnis. Das Gericht sprach Zimmermann frei, weil aus den vorhandenen Büchern ein Vergehen nicht nachzuweisen war.

f. Zeits. Der Hieselbader Friedrich Weiser aus Zeitz verfußt gegenwärtig eine Buchausgabe von 2 Jahren 6 Monaten wegen Diebstahls. Am Montag wurde er abermals dem Landgericht in Naumburg vorgeführt, weil er am 30. Mai auf dem hiesigen Wochenmarkt eine Handeltasche eine kleine bekannte Gelle gestohlen hat. Mitangeklagt ist der Higarrenmacher Schurig, der die Gelle von Weiser erhalten hat. Während Schurig freigesprochen wird, erhält Weiser noch 6 Monate Zuchthaus.

f. Zeits. Ein recht dummer Streich gab Veranlassung zu einem Prozeß mit hartem Ausgang, der am Montag vor dem Landgericht Naumburg sich abspielte. Der Jude Franz Leichter hatte zusammen mit zwei Schuhmachern nichtig gemeint. Jabel war zuletzt Schuhmacher Schüler, so heißt es, daß er einmüßig, Leichter um ein zweites Schuhmacher bezeichnen nun Förder mit Kleiter und Aus und hatten lo ihr Quadium am dem Betrunkenen. Als Förder nun später gegen die beiden Schmierkünstler flagbar wurde, wollte sich Leichter aus der Schlinge ziehen und ludte mehrere Zeugen zu bewegen, für ihn günstige auszusagen. Das hatte eine Anklage wegen Verleitung zum Meineid zur Folge und wurde dieserhalb Leichter am Montag zu 1 1/2 Jahr Zuchthaus verurteilt.

f. Zeits. Der Arbeiter Gustav König von hier hatte einen Knaben 150 M. weggenommen. Als er deshalb verurteilt werden sollte, beschloß er den Antragsrichter. Der Mutter des Knaben gab er dann später das Geld zurück. Der Gericht gab König an, damals betrunken gewesen zu sein. Da er schon mal wegen Diebstahls verurteilt ist, verurteilte ihn das Landgericht in Naumburg zu 6 Monaten und 1 Woche Gefängnis.

In meiner Spezial-Abteilung für Konfektion kommen:

**Jackets**  
Kragen  
Capes  
Abendmäntel  
Kindermäntel  
Kinderjackets

zu ungewöhnlich billigen Preisen zum Verkauf.

**M. Schmeider**

Halle a. S.

Leipzigerstrasse 94.



# Zur Unterhaltung und Belehrung.

## Wochenbeilage

zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 1. November

Nr. 44

### Tante Lotte.

Von Friedrich Thieme.

[Nachdr. verb.]

(Fortsetzung.)

25 Grad Kälte!

Das Kreis- und Lokalblatt bringt einen mitleiderfüllten, herzbrechenden Leitartikel über den Notstand — unter den Vögeln und eifert unter der Rubrik „Politisches“ gegen die argen „Heißblütter“, welche durch ihre Schilderung des bestehenden Notstandes unter den Menschen nur böses Blut machen und denselben wieder das geheiligte mehrtausendjährige Recht vorlügen wollen, daß ein solcher Zustand doch eigentlich nicht ganz in Ordnung sei.

Der Briefträger köhnt und der Zeitungsjunge preßt beide Hände an die schmerzenden Ohren.

Die Sperlinge hüpfen trübselig auf der schneebedeckten Straße umher mit ausgeblähten Federn, sie haben fast alle Scheu verloren und wenn man unvermutet zwischen sie tritt, so fliegen sie nur träge ein wenig zur Seite.

Auf den kalten Mäzzen an der Straße kauern unzählige Raben, wahre Urbilder gesiederten Zammers; bewegungslos, wie aus schwarzem Marmor gehauen, sitzen sie da, nur die Augen an ihnen leben und irren begehrlieh, neidisch umher, und manchmal stößt einer der melancholischen Gefellen ein trübseliges, heiseres „Krah“ aus, das seinen ganzen berechtigten Kummer kundgibt wie ein realistisches Gedicht.

Der Schnee klirrt wie Metall unter den Stiefeln, die Wagen lassen einen fürmlichen Gejang vernehmen, wenn sie dahersaufen, ähnlich dem des kochenden Wassers im Herdteffel; die Menschen, welche ihr Beruf oder ihre Armut auf die Straße zwingt, schreiten weit aus; die Grüße zwischen Bekannten werden nur noch flüchtig gewechselt, die Bewegung des Hutabnehmens nur noch angedeutet, längere Dialoge finden höchstens noch zwischen den Brezelnjungen statt, die mit den schweren Körben am Posteingange stehen und mit nicht immer gerade Kniggescher Höflichkeit die Vorübergehenden zum Kaufen ermuntern.

Arme Sklaven, die sie sind — der Meister jagt sie hinaus, ohne daheim in der warmen Backstube nach dem Wetter zu fragen — so hocken sie nun da, menschliche Vögel, den schweren Korb um den Hals, die Zipfelmütze tief über die Ohren gezogen, die Hände in den Hosentaschen, mit den Füßen in raschem Tempo den gefrorenen Boden stampfend, und pfeifen sich zu traurigem Selbsttroste den neuesten Gassenhauer.

Die Schildwache schreitet mit roter Nasenspitze resigniert auf und ab und die forpulente Kaufmannsgattin steht am Fenster im behaglich erwärmten Zimmer und schaut vergnüglich zu, wie draußen der vor Frost zitternde Briefträger, der heute besondere Eile zu haben scheint, über eine gefrorene Pfütze stolpert und einen Purzelbaum schießt.

Eine alte Frau kommt des Weges daher, ärmlich aber sauber gekleidet, den Kopf fast ganz verdeckt in einer dicken Kapuze — sie scheint außerordentlich zu frieren und blickt nicht neidisch aber mit wehmütiger Sehnsucht zu dem Fenster der korpulenten Dame empor, die so behaglich hinter ihren Scheiben den Abschlag der Witterung erwarten kann.

Mit einem Blicke, der zugleich Trauer und Staunen ausdrückt, schaut die alte Frau auf die stolzen Läden in den Straßen und die Herrlichkeiten hinter den Schaufenstern, dann steht sie eine Weile still und sieht der Schildwache zu, die in rascherem Tempo als sonst innerhalb der ihr gezogenen Schranken auf und ab wandert; vermutlich fragt sie sich, in ihrem naiven Sinne, warum sie denn nicht hineingeht, wie sie selbst es so gern thun würde, wenn sie könnte.

Ach, sie hat keine Heimat mehr.

Noch als es ganz finster war, hat die Furcht sie hinausgetrieben in den eisigen Wintermorgen; leise, ganz leise, um nicht entdeckt zu werden, hat sie die Thür geöffnet und sich auf den Weg gemacht — wohin? sie weiß es nicht, sie will nur fort, immer fort, dahin, wo es keine Armenhäuser giebt, denn der Gedanke an diese Institutionen beherrscht sie gleich einer fixen Idee.

Wohi eine Stunde ist sie so hastig dahingeschritten, als plötzlich ihre Lage ihr besser zum Bewußtsein kommt; Kälte und Hunger sind grausame Mahner und sie friert um so mehr, weil sie noch hungrig ist. Plötzlich umwendend, wohl ohne sich von diesem Entschlusse klarere Rechenhaft zu geben, als von dem früheren, kehrt sie nach der Stadt zurück und pilgert im Gefühl dumpfer Verzweiflung durch die Straßen, bald langsam, bald eilig, bald auch in tiefes Nachdenken versinkend über irgend einen völlig gleichgültigen, gerade sichtbar werdenden Gegenstand, der zu ihrem Gesicht in gar keinem Zusammenhange steht.

Endlich bricht die Sonne hervor.

Auch in der Seele der armen Frau leuchtet es auf.

Beshalb, weiß sie nicht, die Sonne verändert ihre Lage nicht im mindesten, aber die milden Strahlen bringen trotzdem ihrem Herzen Erleichterung.

Allerdings nur vorübergehende, denn indem die Sonne höher steigt, wächst auch ihr Hunger- und Kältegefühl.

Mit sehnsüchtigen Blicken sieht sie den Arbeitern nach, die um die Mittagszeit in großen Zügen heimwärts strömen, wohl eine halbe Stunde steht sie grübelnd und wie geistesabwesend vor einem Bäckerladen und starrt die runden, herrlich braungebakenen Semmeln an.

Wenn sie doch Geld hätte, nur so viel, um auch nur eine davon zu erwerben.

Endlich faßt sie sich ein Herz und bittet in einem Laden, worin sie früher oft für ihre alte Herrschaft gekauft, man möge ihr doch gestatten, sich ein wenig zu erwärmen. Sie sucht sich ein möglichst unbefangenes Aussehen zu geben, als sie ihr Gesicht vorbringt, sie habe schon mehrere Wege besorgt und sei ganz durchgefroren. Man erinnert sich ihrer noch, begrüßt sie freundlich, läßt sie ein, sich zu setzen und da man wohl ahnen mag, daß es der alten Frau nicht zum besten geht, bietet man ihr eine Tasse Kaffee an.

Die Alte nimmt dankend an — o wach' eine Erquickung eine Tasse Kaffee zu gewähren vermag — er stillt zwar nicht den nagenden Hunger, aber er wärmt und belebt — eine Regung des Wohlbehagens durchströmt ihren Körper, einige Augenblicke vergißt sie all' ihr Leid, es ist ihr, als habe sie plötzlich eine Heimat gefunden.

Doch nur einige Augenblicke.

Indem sie still dasteht, nur hin und wieder eine Frage des Kaufmanns mechanisch beantwortend und die Gegenstände um sich her betrachtend, strömt eine Flut von Erinnerungen auf sie ein. Wie ganz anders war es damals — mit Mühe hält sie ihre Thänen zurück und erhebt sich, um mit leisem Danke das Lokal zu verlassen.

Der Mann im Laden sieht ihr verwundert und mitleidig nach — einen Augenblick kommt ihm der Gedanke, ihr etwas zu geben, aber sofort läßt er ihn wieder fallen, er wagt es nicht, das Anerbieten zu machen.

Die Frau zögert ein wenig an der Thür — vielleicht verspürt sie in sich die Regung, um etwas zu bitten — man würde ihr hier sicherlich die kleine Bitte nicht abschlagen — aber nein — betteln — sie ist zu stolz dazu trotz ihres Glucks — lieber hungern!

Der Tag neigt sich nach dem Ende und die ersten Schatten der Dämmerung fallen auf die Erde.

Noch immer irrt die alte Frau umher, in einem Zustande der Verzweiflung, der ihren Geist völlig verwirrt hat.

Sie steht und hört fast nicht mehr, was um sie her vorgeht.

Einmal erfaßt sie heftig ein Mann und reißt sie zur Seite — sie schaut auf und gewahrt, daß sie in Gefahr stand, überfahren zu werden.

Sie denkt kaum; wie träumend geht sie weiter — die Leute, die an ihr vorübergehen, werden bereits aufmerksam auf sie und bleiben stehen, um sie anzustarren oder blicken ihr kopfschüttelnd nach.

Nun kommt der Abend, der fürchterliche Winterabend.

Finsternis ist es um sie her, stockfinstern — der Himmel hat seit kurzem sein Aussehen verändert, grauweiße Wolken verhüllen ihn schwer — bald fallen die weißen Flocken munter herab — immer dichter wird der Wirbeltanz der kleinen unschuldigen Kristalle, die vereint so große Macht entfalten, daß sie dem Gebilde der Menschenhand spotten — ein rauher Wind braust daher — ehe man recht begreift, wie, ist an die Stelle der trockenen Kälte ein fürchterlicher Schneesturm getreten, dessen feuchter Hauch den Körper bis auf das Mark durchkältet und die Glieder vor Frost schauern macht.

Die Straßen sind leer, öde.

Wer nur irgend ein Obdach hat, Tier oder Mensch, der hält sich darin verborgen bei diesem Unwetter.

Nur die alte Frau wandelt noch allein durch die Nacht, bitterlich schluchzend, die Hände vor das Gesicht gepreßt, um es gegen den eiligen Schnee zu schützen, den der Sturm ihr entgegenpeitscht, der Sturm, der die Unglückliche fast zu Boden reißt.

Wer schon einmal in seinem Leben in einer Winternacht obdachlos umherirrte, der möge die Leiden der Bedauernswerten nachempfinden — mehr als einmal steht sie im Begriff, zurückzukehren zu den Thürigen, aber Scham und Furcht ersticken immer von neuem wieder diesen Gedanken.

Noch bleibt ja ein anderer Weg.

Ist sie nicht heute früh fortgegangen, ihn einzuschlagen?

Sie meint so, genau weiß sie es nicht.

Sie wird sich auch jetzt nicht darüber klar, ob sie ihn gehen soll, sie eilt halb in Verwirrung dahin, ohne festes Bewußtsein.

Und plötzlich liegt er vor ihr, entsetzlich anzusehen mit seinen schwarzen, heulenden Wellen, die der Sturm wütend an- und übereinander peitscht und auf welchem glitzernde Eisstücke drohend dahertreiben — der Strom!

Ein Blick auf die tobende, rasende Flut — ein Schritt vorwärts — nein, das Bild ist zu gräßlich! Einen schrillen, verzweifelnden Schrei stößt sie aus, so laut und gellend, daß er weithin durch die Sturmesnacht vernehmbar ist, dann rennt sie davon wie eine Wahnsinnige, fort, immer fort, fort von dem Armenhaus, von dem Strom.

Sie denkt nichts mehr, sie empfindet kaum noch die Schrecken der Winternacht, sie eilt vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts!

Die Häuser verschwinden zu beiden Seiten, die kahlen Bäume der Landstraße tauchen auf, nur wahrnehmbar als ferne flüchtige Schatten in der herrschenden Finsternis.

Zimmer weiter, weiter. (Schluß f.)

## Die großen Wohlthäter.

Hell uns, daß wir die großen Wohlthäter haben! Was wäre die Menschheit ohne die großen Wohlthäter?

Rauh streicht der Wind durch das Land, die Blätter fallen, der Winter naht. Drohend mit Frost und Hunger lungert vor den Thüren die Not. „Schrecklicher Winter“ stöhnen die Armen.

Und sie sehen mit Grauen auf ihre dünnen, fadenscheinigen Röckchen und sie überschlagen mit Beben den fargen Lohn: „Schrecklicher Winter!“

Aber fürchtet Euch nicht, Ihr lieben Leute, seid getrost. Denkt, wir haben die großen Wohlthäter. Die großen Wohlthäter wissen, was Euch fehlt. Die großen Wohlthäter sprechen.

„Hart ist die Zeit, larm ist das Brot. In kalten Stuben an leeren Tischen sitzen die Armen. Mit wenigen Groschen müssen sie heimgehen von schwerer Arbeit, nicht Fleisch noch Kohlen haben sie. In Lumpen gehen ihre Kinder, kein friedsam Heim ist ihnen verbleiben; in engen Bäckern haufen sie, müssen die Höhlen voll Kummer und Elend noch mit fremden Glendgenossen teilen. O wem wollte das Herz nicht brechen bei dem Jammer der Armen!“

Wir dagegen! — In die Tausende stiegen die Einkünfte aus unseren Kohlengruben, fette Dividenden brachten unsere Aktien, prächtig war die Ernte unserer Gärten und Felder, Roggen und Weizen trugen hundertfältige Frucht. Laßt uns mitteilen von unserm Ueberfluß, solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Also sprechen frommen Sinnes die großen Wohlthäter.

Und sie fahren fort: „Harten Herzens schilt man die Reichen. Laßt uns zeigen, daß wir doch nicht harten Herzens sind, daß wir der Armut denken auch in Glück und Glanz. Laßt uns unsere Feste feiern zum Besten der Armen!“

Und sie veranstalten große Bälle und glänzende Bazar, sie spielen Theater und in Konzerten, sie opfern den Schlaf ihrer Nächte und Zeit und Mühe und Geld für die Armen. Und dann lachen die Spötter noch über sie und über ihre „große Barmherzigkeit“, dann wagen sie es noch von Egoismus und bloßem Glanzewollen zu reden. Ach, es sind böse Menschen, die Spötter! Ja wohl, schändliche Menschen sind es, sie begehern alles Edle und Erhabene und ziehen auch das Meiste in den Staub. Das liegt aber eben nur daran, daß sie so fürchtbar unwissend sind; sie verstehen gar nichts, sie haben gar keine Idee, welche unendlichen Opfer die großen Wohlthäter mit ihren Festen den Armen bringen.

Man überlege doch einmal; solch ein Ball, was macht es schon bloß für Mühe und Arbeit, solch einen Wohltätigkeitsball zu veranstalten. Zuerst die Komiteesitzungen; wenigstens ein halbes Duzend mal trifft man sich bei Kaffee und Kuchen oder bei einem Glas Wein, um über alle „Arrangements“ zu beraten. Es ist wirklich schwierig dies „Beraten“. Die Meinungen gehen so sehr auseinander. Der eine will dies, der andere das. Der eine spekuliert auf einen Saal Unter den Linden und der andere auf einen am Potsdamer Platz. Daneben all die anderen wichtigen Fragen, die erledigt werden müssen. Gibt es ein Konzert oder ein kleines Schauspiel zur Einführung? Stellt man lebende Bilder oder arrangiert man ein Ballett?

Sie haben es wirklich schwer, die großen Wohlthäter!

Und wenn denn endlich alle Entschlüsse gefaßt sind, wenn man weiß, daß an dem und dem Tage in dem und dem Saal ein Ball mit Theateraufführung stattfindet, die Arbeit, die dann erst beginnt! Da sind zum Beispiel die Damen. Ach, diese armen Damen! Welche Kopfschmerzen bereitet ihnen nicht ihre Toilette! Drei Tage wenigstens müssen sie sich in Berlins Großbazaren herumdrücken, um Seide und Atlas und Band und Blumen und Federn und Spitzen zusammenzukaufen. Und dann die Beratungen mit der Schneiderin und die vielen Anproben, was das alles für Zeit und Anstrengungen kostet und schließlich sigt die Taille noch nicht einmal oder die Coureschleppe macht einen Gipfel. Ja, sie haben ihren Aerger!

Und daneben die andern, die, welche bei der Vorstellung „mitwirken“, die sind am schlimmsten dran, die müssen zu alledem auch noch „lernen“. Lernen — man denke, solch armes Kommerzienrätstöchterschen oder solch kleiner Leutnant und — lernen. Niemals haben sie das gethan, jetzt aber thun sie's doch, sie opfern sich auf — für die Armen.

Und auch Geldopfer bringen sie, riesige Geldopfer. Was solch ein Fest für Kosten auferlegt, das ist gar nicht zu sagen. Da sind, um nur eins herauszugreifen, die Toiletten der Damen. Himmel, was kosten diese Toiletten. In Wolle tanzen? Oder in Kattun? Nein, das kann man der „Armen“ doch wirklich nicht anthun, das sähe ja aus, als hielte man es nicht der Mühe wert, sich für sie zu puzen, es muß also Sammet und Seide sein, und, wenn Sammet und Seide Hunderte kosten, o, das thut nichts, man scheut keine Ausgabe — für die Armen!

Und all die andern Kosten, die noch so „drum und dran“ hängen. Da ist zum Beispiel die Equipage, und dann das Diner und der Wein — ach ja, der Wein, der verschlingt mit das allermeiste. Keiner trinkt wenig, eher viel, zu viel auch manchmal, — aber kann man denn je genug trinken — zum Besten der Armen?

Noch mehr Aufopferung als der Ball verlangt der Bazar. Der Ball ist schließlich nur ein Vergnügen und dauert am Ende bloß eine Nacht. Der Bazar erstreckt sich über mehrere Tage und macht Arbeit, wirkliche Arbeit. Ja, wenn es für die Armen geht, dann arbeiten sie sogar auch, die großen Wohlthäter.

Und was für Arbeit machen sie! Ich will gar nicht von den Etid- und Malversuchen reden, die die Damen für Verkauf und Lotterie hingeben, für die sie manches Lebensstunden

opfern; aber das Einrichten des Bazars, das Aufbauen der Buden und Zelte, was das für Mühe macht. Stundenlang müssen die Komiteedamen aufpassen, daß der Tapezierer alles elegant drapiert, der Gärtner die Topfgewächse richtig stellt und der Hausdiener Vasen und Kissen ordentlich aufbaut. Schön muß ja alles sein, blendend schön, verirrt sich doch manchmal eine Prinzessin oder ein Prinz zu den großen Wohlthätern.

Und wie sie sich dann noch schließlich erniedrigen, die vornehmen, die zarten, verwöhnten Damen; sogar Verkäuferinnen werden sie. In Buden und Zelten stehen sie und handeln mit Seife, mit Seidenschawls und Majolikaschalen, wie das erste beste Ladenfräulein. Ja und noch mehr, selbst zu — Kellnerinnen geben sie sich her. Wein und Viqueur schenken sie aus, animieren und kofettieren gleich einem Schenkfräulein, und alles — für die Armen.

Auch der Bazar erfordert Geldopfer, noch weit höher sogar als der Ball und das Theater. Alle die Sachen, die dahin gespendet werden, was die für einen Wert haben, es ist unglaublich. Kostbare Juwelen giebt es da und wunderbare Porzellane, herrliche Zimmerdekorationen und köstliche Lampen, Schätze wie aus Tausend und einer Nacht. Sie sind immer freigebig, die großen Wohlthäter; es ist ihnen nichts zu teuer — für die Armen.

Nein, wirklich nichts, das kann man auf dem Bazar am besten sehen. Wie sie da einkaufen; sie geben die höchsten Preise, sie bezahlen Nichtigkeiten zehnfach über den Wert. Sie geben der Frau Baronin für ein Stück Torten zehn Mark, und wenn die niedliche Banquierfrau zu einem Glase Wein einen recht schmachthenden Blick zugeht, erhält sie sogar einen Hundertmarkschein — für die Armen. Ja, sie sind wirklich spendabel, sie zeigen, daß sie ein gutes Herz haben, die großen Wohlthäter. Ihr ganzes Denken und Fühlen gehört den Armen.

Im vorigen Winter klagte mir die alte Waschfrau vom dritten Hof, daß ihr kranker Mann immer kränker würde, da sie ihm nie ein ordentliches Mittagessen kochen und nicht die Stube heizen könne. Ich wies sie an die Generalin vom Hof von Bopfinger, die gerade mit dem Pastor Liebreich zusammen einen Bazar zur Linderung der Not unter den kleinen Leuten arrangiert hatte. Sie hat sich hingewandt, die Alte, sie hat auch Antwort bekommen, sogar schon nach zwei Monaten. Der Herr Pastor teilte ihr sehr freundlich mit, daß der Bazar leider keine sehr hohen Ueberschüsse ergeben habe, das Geld sei auch der Armenverwaltung überwiesen; da ihr Klagegeschrei indessen die Herrschaften tief ergriffen habe, sende man ihr anbei 5 Mark und wünsche im übrigen Gottes Segen . . .

Sie hat die fünf Mark natürlich erhalten, nutzen konnten sie leider ihrem kranken Mann nichts mehr, er war inzwischen langsam verhungert.

—so im Vorwärts.

## Das ist zweierlei.

Von D. W. Payer.

„Noch immer kein Brief da von Scheveningen? . . . Der Herr ist schon im Bureau, Therese? . . . Sie sind nachlässig, Ihre Schlamperei ärgert mich schon lange! Haben Sie vielleicht den Brief aus Scheveningen verlegt? . . . Was ist das für ein Gesicht? Haben Sie ihn vielleicht gar erbrochen?“

„Aber, gnädige Frau!“

„Gehen Sie hinaus! Ich kann solche Gesichter nicht ansehen.“

Also die Gnädige. Aufgeregt schritt sie auf und ab, und ihr weites, legeres Kleid rauschte um die zur Zeit etwas umfangreichen Lenden und die zierlichen Knöchel. Sie war übel gelaunt. Das mußte ihr passieren! Sie schämte sich. Wenn er es erfährt, wird er sie noch lieben, wird sie ihm dann noch gefallen? Weiß er es vielleicht schon, daß er ihr nicht schreibt? Denkt er überhaupt noch an sie, oder unterhält er sich zu gut in Scheveningen? Ihr Mann freilich, der freute sich. Doch halt . . . es hat geläutet! Vielleicht war's der Briefträger! Nach einer Weile klingelte sie dem Mädchen.

„Ein Brief?“

„Nein, der Kohlenmann!“

„Ah! Der Kohlenmann! . . . Sagen Sie, warum haben Sie so rote, verweinte Augen?“

Scheu lehnte sich das Mädchen an den Tisch. Da die Frau den Blick befehlend auf ihr haften ließ, sagte sie niedergeschlagen:

„Gnädige Frau wissen ja, wie einem da ist!“

„Nichts weiß ich! Was ist?“

„Gnädige Frau sind ja auch so aufgeregt dabei.“

„Wobei? Wobei? Ich verstehe ja gar nicht.“

„Euer Gn—Gnaden,“ stotterte das Mädchen, „werden doch . . . schon bemerkt haben, daß . . . daß ich auch . . .“

„Wa—as?!“ Sie sank auf die Ottomane. „Wa—as? Sie wagen es . . . Sie vergleichen sich mir? Sie haben es gewagt? Ja, was meinen Sie denn, wo Sie sind? O, Sie Erbärmliche! Das getrauen Sie sich in einem anständigen Hause? O, welche Schmach! . . . Wie lange ist das schon?“

„Drei Monate . . . wie gnädige Frau in Karlsbad waren und ich hier allein zurückblieb mit dem gnädigen Herrn.“

Die Gnädige war einer Ohnmacht nahe.

„Wie? . . . Wer?“

„Der Johann . . . der Kohlenmann!“

„So!“ ließ die Gnädige fallen, einen Moment beruhigt. Dann sprang sie auf, rot vor Zorn.

„So! Und dabei haben Sie es nicht der Mühe wert gehalten, sofort zu kündigen! Der Skandal in einem anständigen Hause! Wie konnten Sie nur meinen, daß ich das dulden werde? Eine ledige Person! Wo hab' ich denn nur Ihr Buch? . . .“

Sie wollte zu ihrem Schreibtisch, Therese aber trat ihr in den Weg, warf sich vor ihr nieder und flehte unter Thränen:

„Verzeihen . . . verzeihen. Ich wollte schon . . . aber da hab' ich gesehn, gnädige Frau sind auch . . . in dem Fall . . . und da . . . da hab' ich gehofft, gnädige Frau werden Mitleid und Gnade haben mit einem armen Mädchen und mich bis zum siebenten Monat behalten, daß ich mir etwas erspar.“

Die Frau stand wie versteinert: Eine solche Zumutung! Ueberhaupt, die Frechheit! Die Dirne vergleicht sich mit ihr, sie sei auch in dem Fall! Impertinent! Ein lediges Frauenzimmer!

„So, jetzt gehn Sie gleich! Unerhört! Mir vergleichen Sie sich, mir? Ist das erhört? Ich sage Ihnen, packen Sie sofort den Koffer! Daß ich Sie nicht mehr sehe! Halten Sie unser Haus für . . . für ein Findelhaus? Zu keiner anständigen Familie duldet man so was . . . eine ledige Person! Da ist Ihr Buch! Hinaus!“

Schluchzend erhob sich das Mädchen und wankte hinaus. Draußen begegnete sie Herrn Emil, der rasch zur Gnädigen eilte. Kaum hatte er die Thür hinter sich zu, als ihm die Gnädige mit einem Freudenschrei in die Arme stürzte: „O, Du Schlimmer, diese Ueberraschung, also darum kein Brief!“

„Auf Flügel der Liebe, Du weißt ja . . . von den Strapazen . . . hahaha! . . . in Karlsbad hab' ich mich nur notdürftig in Scheveningen erholt, um meiner geliebten Melanie in die Arme zu fliegen. Aber . . . was . . . was hast Du für ein Kleid an? . . .“

„Hu . . . schrecklich!“

„Sooo! Hum! . . . Hahaha! . . . Ist nicht möglich! Und Dein Mann?“

„O der . . . keine Ahnung! . . . Aber weißt Du, Emil, süßer Emil, ich habe solche Angst!“

„Lächerlich! Wovor?“

„Denk nur, mein Mann, ich, unsere beiden Familien sind schwarz, rabenschwarz, und Du bist blond!“

„Nichtig! Verflucht! . . . Uebrigens, wer weiß . . . Hahaha, ich hab's, ich hab's! Deine Tante ist ja zufällig, natürlich ganz zufällig, auch blond! Brillant, brillant! Der gerät's auf alle Fälle nach!“

„O mein kluger, süßer, süßester Emil!“

Sechs Monate nachher war es lebendig im Hause. Drunten im Souterrain hielt der Kohlenmann mit allen Kohlenmännern, Greislern und Hausmeistern der Umgebung samt Ehehälften die einfache Hochzeitstafel ab, und Therese, die Braut, stülte unter Freudenthränen ihren Säugling, droben aber im ersten Stock gratulieren Herr Emil und seine Spießgesellen dem glückstrahlenden Papa zu seinem zweiten Töchterlein, das die Amme trug, und Herr Emil besonders konnte sich über den „blonden Prachtkerl“ nicht genug wundern. Eine ledige Person, und eine verheiratete, das ist nämlich ebenso zweierlei wie arm und reich.

### Herbst.

Sei mir gegrüßt, Zeit der fallenden Blätter! Wir haben dich oft genug geschmäht, nun aber will ich dir ein Loblied singen und deine Schönheit will ich preisen! Deine Schönheit, welche ist wie die reife Schönheit einer Frau, die sieghaft hindurchgegangen durch die keime zerstörenden Frühlingströste der Kindheit, durch die heißen, kräfte verzehrenden Leidenschaften des Sommers, der Jugend —, jene Schönheit, die voller Kern und Stolz ist. Wohl: ein grauer Schleier oft deckt sie und wie greisenhafter Mismut lagert es drückend auf den äden Fluren deines Reichs. Aber wenn die Nebel zerreißen und das milde helle Licht deiner Sonne verführend die wärmenden Strahlen auf die tropfenden Sträucher, Bäume und Gräser sendet, wenn es blinkt und glänzt und funkelt allüberall, wohin das Auge sieht, dann fühlen wir die herbe Schönheit deiner Herrschaft und lächelnd sehen wir die roten Blätter, die gelben Nadeln von den Bäumen flattern und im ewig lebendigen, keimtrohen Stoffe vermodern.

Du bist die Zeit der Farben und der Früchte. Der Landmann muftert prüfend die gefüllten Scheuern und von der Tenne ertönen im Takt die Schläge des Dreischlegels — heil wie die goldenen Körner tanzend aus der Spreu springen! Du aber singst die Begleitung dazu. Dein Atem weht um die Giebel und pfeift durch die Dächer; er klappert mit den roten Ziegeln und flüstert durch die Ritzen der Thüre und Fenster seine freilustige Melodie. Er trägt die Samenstäubchen hinweg aus reichen bunten Gärten, hinaus über die höchsten Bäume in das weite Land und senkt sie in die schmalen Furchen des Heideweges, daß sie keimen und im Frühling aufstehen in heller Pracht zur Freude des einsamen Wanderers, der heimatlos von Stadt zu Stadt zieht.

Du bist ein Freund der Verlassenen, denn du singst ihre Weisen. Du bist wie das Leid, das die Sinne weckt und die Kräfte stählt, und eine Hornesstimme ist dein Sturm.

Wie ein Ruf lange verhaltenen Gralls dröhnt er landauf, landab; die ragenden Kronen zittern und die morschen Zweige brechen krachend von den Bäumen. Er segt über die Felder und braust durch die Sträßen, als wollte er Umkehr halten mit den dürren Ästen der vergangenen Sommerpracht; wirbelnd treibt er alles Welke vor sich her und trompetet jauchzend ein Kampflied dazu.

Du bist gar nicht rücksichtsvoll, Herbst. Darum mögen sie dich nicht, die Guten und Lieben, die ewig Zufriedenen, die Gemütsamen und Feigen, die nichts fordern vom Leben. Ich aber liebe dich, verlästeter Rebell! Denn du bist die siegende Kraft, die die bunten Hüllen zerreißt und die Natur in ihrer nackten, erhabenen Schönheit zeigt. Kein Glockenturm ist dir zu hoch, daß du nicht daran zu rühren wagtest, und jubelnd bläst du in die schwankenden Gulennester, daß das Nachtgesieder empor-schritt aus seinen schmutzigen Winkeln. Dein zorniger Atem bringt hinab in die dunkelsten Tiefen des stumpfen ruhenden Sees und wirft schäumend den verborgenen Schlamm des Grundes an die Oberfläche der aufgewühlten Gewässer! . . .

Ich liebe dich, Herbst! Denn dein Horn ist nicht ewig, und deine Abendsonne färbt die finsternen Wolken mit heiterem, leuchtendem Frieden und malt uns rote, glühende Wunderlande mit flammenden Gipfeln. Ernst Brezgang.

### Das Testament des Herrn Jesu Christi.

#### Sizilantische Legende.

Als unser Herr Jesus Christus von dieser Welt scheiden mußte, war er sehr in Verlegenheit, wenn er daran dachte, wem er die Güter der Erde hinterlassen sollte. Er dachte und dachte: Wem hinterlasse ich sie? . . . Wenn ich sie den Bürgerlichen lasse, was fangen die Adligen an? Lasse ich sie den Adligen, wie stünd' es um die Bürgerlichen? und die Bauern? und die Handwerker? Kurzum, er wußte nicht, wie er's anzustellen hatte.

Da fanden sich aber bereits die Adligen ein: „Ach, Herr, jetzt wo Ihr aus der Welt scheiden müßt, warum gebt Ihr uns das nicht alles zum Erbe?“

Da verteilte der Herr alles unter die Adligen. Nun merkten die Pfaffen, daß der Herr scheiden wollte, sie hiefen hinzu: „Herr, Herr, wollt Ihr uns denn bei Eurem Abscheiden gar nichts lassen?“

„Ihr seid zu spät gekommen“, antwortete der Herr, „ich habe schon alles unter die Adligen verteilt.“

„O, zum Teufel“, fluchten die Pfaffen.

„Richtig! Euch hinterlasse ich den Teufel!“

Und da kamen die Mönche einer nach dem andern: „Wollt Ihr uns bei Eurem Heimgang gar nichts vermachen?“

„Nein, gar nichts, denn die Adligen haben alles gekriegt.“

„O, zum Teufel“, riefen die Mönche.

„Den Teufel haben schon die Pfaffen vormeggenommen.“

„Also Geduld“, murmelten die Mönche.

„Ja, die Geduld will ich Euch hinterlassen“, sprach der Herr. „Nun war es auch den Kaufleuten zu Ohren gekommen, daß der Herr scheiden wollte; sie liefen herbei und schrieten: „Herr, was laßt Ihr uns als Erbe?“

„Ihr seid zu spät gekommen, ich habe alles den Adligen vermacht.“

„Der Teufel!“ sprachen die Kaufleute.

„Den kriegten die Pfaffen.“

„Also Geduld!“

„Die nahmen die Mönche.“

„Welcher Schwindel“, murmelten die Kaufleute.

„Der sei Euer!“ bestimmte Jesus Christus.

Ganz zuletzt erschienen die Bauern, arme abgerackerte Kerle, die sprachen ganz trübselig: „Herr, Ihr wollt die Erde ver-lassen, teilt sie vorher und gebt uns unser Teil.“

„Zu spät, die Adligen haben die ganze Erde bekommen.“

„Der Teufel“, riefen erschrocken die Bauern.

„Den haben die Pfaffen.“

„Geduld!“

„Die haben die Mönche.“

„Was für ein Schwindel.“

„Den haben die Kaufleute.“

„Gottes Wille geschehe!“

„Wohl, Euch erwerbe ich den Willen Gottes.“

So ist es gekommen, daß auf dieser Welt die Hochgeborenen befehlen, die Pfaffen sich dem Teufel ergeben, die Mönche in Geduld leben, die Kaufleute schwindeln. Die Bauern aber müssen im Schweige des Angeichts arbeiten — um Gottes Willen.

### Ans Kunst, Wissenschaft und Leben.

**Thee gegen Alkohol.** Die wenigen Leute, für die der Besuch der Weltausstellung nicht nur ein Genuß, sondern auch ein Studium gewesen ist, das sich nicht nur auf einzelne Teile, sondern auf den ganzen Umfang der Ausstellung erstrecken durfte, werden in dem sogenannten Sozialen Museum eine Fülle interessanter wissenschaftlichen Materials gefunden haben. In diesem Museum war mit Recht den Mäßigkeitsvereinen ein großer Raum zugeteilt worden, da die Bekämpfung des Alkoholismus in Frankreich in noch höherem Grade als z. B. in Deutschland eine Lebensfrage bedeutet. Aus dem reichen statistischen Material, das die Mäßigkeitsvereine ausgestellt hatten, möchten wir nur einige Angaben herausgreifen, die sich auf das Verhältnis von Thee und Alkohol beziehen. Der Thee scheint der stärkste Bundesgenosse der Mäßigkeitsbestrebungen zu sein und hat dem Alkoholgenuß in England und in Skandinavien erheblichen Abbruch zu thun vermocht. Man versucht jetzt in Frankreich, in Deutschland ja übrigens auch, wenn auch weniger zielbewußt, den Theeverbrauch mit allen Mitteln zu unterstützen, da die Erfahrung in anderen Ländern zur Bestätigung des Satzes geführt hat, daß mit dem steigenden Theegenuß der Alkoholmißbrauch abnimmt. Die besten Lehren, die aber doch nicht so ganz ermutigend klingen, kann man in dieser Beziehung aus Rußland erhalten. Da dort bekanntlich sehr viel Thee und noch mehr Alkohol getrunken wird, so könnte man wohl auf den Verdacht kommen, daß diese beiden Genußmittel auch ganz gut nebeneinander bestehen können, anstatt sich gegenseitig zu bekämpfen. Der Thee wurde in Rußland 1838 eingeführt, und heutigen Tages verbraucht Rußland jährlich 48 Millionen Kilogramm Thee. Jeder Bewohner von Petersburg nimmt im Durchschnitt 2 Kilogramm Thee jährlich in Anspruch, der russische Bauer dagegen nur 300 Gramm. Zum Thee gehört der Zucker, und für beide Stoffe zusammen bezahlt Rußland jährlich 330 Millionen Rubel oder 700—800 Millionen Mark. Der Branntwein und das Bier, das die Russen jährlich verbrauchen, kostet aber noch viel mehr, nämlich rund 700 Millionen Rubel, erheblich über 1½ Milliarden Mark. Im ganzen bezahlt Rußland jährlich für seinen Verbrauch an Thee, Zucker und Alkohol fast 2½ Milliarden Mark, ¼ der gesamten Staatseinkünfte. Petersburg allein verbraucht in einem Jahr für über 70 Millionen Mark Thee und für 160 Millionen Mk. Alkohol. Man hat auch dort die Beobachtung gemacht, daß der Alkoholverbrauch in demselben Maße sinkt, wie sich der Theeverbrauch hebt.

„Tiefenlied“ nennt der Dichter W. Scharrelmann folgenden poetischen Erguß:

Und die blauen Richter stehen starr und ruhig  
wie Totenlichter am Sarge . . .  
Die Totenlichter am Sarge meiner Seele . . .  
Und ich bin der Sarg . . .  
Und das starre Auge stiert und bohrt . . .  
Und das starre Auge stiert und bohrt . . .  
Und das starre Auge stiert und bohrt . . .

Wenn Scharrelmann so weiter stiert und bohrt, wird er eine tiefe Grube für seinen dichterischen „Reinfall“ erhalten.

